



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stahl wider Bunsen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

men, daß die römische Geistlichkeit von freien Stücken etwas herausgibt, was man ihr eben erst zugestanden hat, das wäre doch gegen alle Analogie der Geschichte. Freilich wird die Staatsregierung noch öfters in die Lage kommen, den Inhalt des Concordats nachträglich einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, aber es wird ihr nicht leicht werden, dieser Prüfung irgend eine reale Folge zu geben.

Stahl wider Bunsen.

Bei dem ungeheuern Aufsehen, welches die „Zeichen der Zeit“ im ganzen deutschen Publicum gemacht haben, durfte man voraussetzen, daß die Vertreter der Kirche nicht schweigen würden. Stahl hatte um so dringendere Veranlassung, sein Votum abzugeben, da er persönlich angegriffen war. Dieser Angriff scheint ihn doch sehr gereizt zu haben, denn es ist in seiner Schrift ein bitterer und verstimmtter Ton, den er sonst zu vermeiden weiß. Freilich hat dieser Ton noch einen andern Grund, auf den wir später eingehen.

Stahl hat ein doppeltes Publicum vor Augen. Das erste deutet er S. 116 an, wo er von den Rücksichten spricht, die Bunsen auf seine künftige Stellung in Preußen nehme. Mit dieser Stellung meint er doch wol die Stellung eines Cultusministers, zu welchem Posten man Bunsen in einem Theil des Publicums zu designiren pflegt. Stahl sucht nun die Männer, die in dieser Beziehung maßgebend sein können, auf das Unchristliche und Revolutionäre bei Bunsen aufmerksam zu machen und thut das sehr geschickt, wobei er nach seiner Art die politischen und religiösen Ansichten fortwährend durcheinanderwirft, als ob das Eine nothwendig mit dem Andern zusammenhinge. Schon in der Vorrede. „Der Reiz des Buches liegt hauptsächlich darin, daß von einem Manne, der bis jetzt im Rufe des Christenthums stand und in einer Darstellung, die jenem Ruf zu entsprechen scheint, eben das vertreten wird, wofür sonst nur die Vorkämpfer des Nationalismus und der Demokratie einstehen. Trüge es auf seinem Titel einen Namen wie Uhlich, Bruno Bauer, David Strauß, wie jetzt den Namen Bunsen, so würde es trotz der hinreißenden Sprache der Zerstörungsbegeisterung kaum viele Leser finden.“ Wäre Stahl nicht eben in einer gereizten Stimmung gewesen, so hätte er wol zwischen den Begriffen Nationalismus und Demokratie einen schärfern Unterschied gemacht und es vermieden, die theologischen Controversen durch politische Verdächtigungen zu würzen. Indes diese Seite der Betrachtung lassen wir dahingestellt sein, weil sie uns weniger angeht.

Das zweite Publicum, welches Stahl im Auge hat, sind wir. „Gewiß

wird die große Zahl der Gebildeten, die eben die Offenbarung ablehnen, mit ihrer Sympathie für Bunsen gegen uns sein; aber dennoch fordere ich von ihnen, daß sie mit ihrem Urtheil für uns gegen Bunsen seien. Denn wie zusagend ihnen das Resultat einer Lehre sein mag, den Mangel an innerer Wahrheit und Gedachtheit dürfen sie ihr nicht nachsehen. Spinoza, der ebenso gewiß ein sittlich achtbarer Mann, als ein Pantheist war, würde sich von dem Versuch, ihn zum christlichen Denker zu stempeln, mit Indignation abkehren, Goethe vielleicht mit vornehm-spöttischem Lächeln.“ (S. 56). Wenn also Stahl nach der einen Seite hin zu erweisen sucht, Bunsen sei kein Christ, so sucht er nach der andern seine philosophisch-historische Bildung zu bestreiten.

In der Frage, wer ein Christ und was das Christenthum sei, pflegt man die verschiedenen Momente durcheinanderzuwerfen. Es scheint uns, als ob man folgende drei Fragen unabhängig voneinander zu betrachten habe: 1) Was ist das historische Christenthum d. h. der in der Geschichte sich entwickelnde christliche Glaube? 2) Was ist der thatsächliche oder philosophische Inhalt, der diesem Glauben zu Grunde liegt? 3) Was ist aus diesem Glauben in der Gegenwart geworden?

Was die erste Frage betrifft, so treten wir auf die Seite Stahls gegen Bunsen. Bunsen hat uns in seinem Hippolyt nicht davon überzeugen können, daß der ursprüngliche christliche Glaube rationalistisch gewesen sei. Es wäre auch gegen alle Analogie. Der Rationalismus tritt in einer Religion erst dann ein, wenn sie ihre ursprüngliche productive Kraft verloren hat. Wir glauben, daß die ursprüngliche christliche Kirche durchweg und im extremsten Sinn supranaturalistisch war.

Auf den zweiten Punkt gehen wir natürlich nicht ein, wir betrachten ihn nur in seiner Beziehung zum dritten. Stahl macht Bunsen die heftigsten Vorwürfe, daß er den Inhalt der christlichen Dogmatik nicht als etwas Thatsächliches, sondern als etwas Symbolisches betrachte. Wir könnten ihm zunächst einwenden, daß diese symbolische Betrachtungsweise doch auch schon im ursprünglichen Christenthum vorkommt. Die Bibel gibt uns, was sie von Christus erzählt, zwar als Thatsache, aber auch als Sinnbild. In den Evangelien wird mehr auf die erste, in den Episteln fast mehr auf die zweite Seite hingedeutet; daß in den verschiedenen Entwicklungsphasen des Christenthums bald die eine, bald die andre Seite mehr hervorgetreten ist, reicht noch nicht aus, um die eine als christlich, die andre als unchristlich zu bezeichnen. So manchen Mystiker wird Stahl gewiß selbst nicht als einen Nichtchristen bezeichnen.

Wichtiger als diese Bemerkung scheint uns aber eine andere. Wie soll sich denn eigentlich der Gebildete den „Thatsachen“ des Christenthums gegen-

über verhalten? Von den ungebildeten Classen darf man nicht reden, denn diese fassen das Wunder naiv und unbefangen auf, weil für sie der Begriff der absoluten Causalität noch nicht vorhanden ist. Der Gebildete kann durch irgend welche Gemüthsprocesse zu der Ueberzeugung kommen, es wäre nothwendig, seine Bildung von sich zu werfen und dann wird er allerdings bis zu einem gewissen Grade wieder mit sich selbst einig; aber wie macht's der Gebildete, der zugleich seine Bildung und den Glauben beibehält? Wie macht es z. B. Stahl selbst?

Um dieser Frage eine allgemeinere Wendung zu geben, heben wir zwei Stellen seiner Schrift hervor: „Es ist in unsrer Zeit die Sehnsucht aus dem bloßen menschlich Freien heraus nach dem göttlich Bindenden wieder erwacht, nach der wahrhaftigen Wahrheit über den individuellen Ueberzeugungen, nach der Macht der Institutionen über den Majoritäten.“ (S. 30.) — „Dagegen ist jetzt in den Massen, gebildeten und ungebildeten, eine begeisterte Liebe für den Unglauben unter dem Namen Toleranz und eine begeisterte Feindschaft gegen den Glauben unter dem Namen Intoleranz . . . Nicht der Druck der Fürsten auf das glaubensgebundene Gewissen, sondern eine Weltbewegung nach Glaubensentbindung ist die Signatur der Gegenwart.“ Die beiden Behauptungen scheinen sich zu widersprechen und doch sind beide richtig, ja sie lassen sich auf dieselbe Quelle zurückführen. Die Sehnsucht nach Autorität, die von Stahl und seiner Partei so laut ausgesprochen wird, ist nicht ein Zeichen dafür, daß die Autorität feststeht, sondern dafür, daß sie nicht vorhanden ist. Stahl sollte gegen die Halbheiten und Inconsequenzen seines Gegners nicht zu streng sein, sie fehlen auch bei ihm nicht, sobald er den Versuch macht, seinen Begriff der Autorität näher zu begründen. So z. B. S. 91, wo er das bindende Ansehn, welches die protestantische Kirche habe, zu entwickeln sucht. „Sie hat es an der göttlichen Offenbarung, deren Inhalt und Verständnis längst ermittelt ist und nicht erst auf die Einfälle einer Sekte, oder die originale Forschung eines christlichen Diplomaten zu warten braucht. Sie hat es an dem Zeugniß, (Bekentniß) der Reformation, das zwar nicht auf göttlicher Eingebung, aber doch auf besonderer Erleuchtung beruht, darum im Ganzen von sicherer Wahrheit ist und die Fortbildung, so weit es ihrer bedarf, nur durch gleich erleuchtete Zeiten und Männer erhalten kann.“ — Und bei dieser bündigen und philosophischen Deduction zieht Stahl gegen die Bündigkeit und Philosophie Bunsens zu Felde! Was heißt denn das: „besondere Erleuchtung“? da es doch von der Offenbarung gesondert wird. Ist es etwa dasselbe, was wir gemeinen Leute Genie nennen? Wenn es aber weiter nichts ist, so kann es auch keine weitere Autorität über uns haben, als die unmittelbar zwingende Kraft der Ueberzeugung. Entweder, oder. Was Gott nicht unmittelbar gesagt hat, das unterliegt der freien menschlichen Prüfung und

man hat gar nicht nöthig, ein Genie zu sein, um Irthümer früherer Genies, die man als solche erkennt, zu widerlegen. Das ist eine sehr unsichere Autorität, die nur im Ganzen sicher ist. — Also der Inhalt und das Verständniß der Offenbarung ist längst ermittelt. Der Katholik kann das wol sagen, dem Protestanten ist es schwerer; denn wenn Luther die in der katholischen Kirche herrschende Ueberzeugung von der Unaufhörlichkeit der Tradition, von der unablässigen Fortwirkung des heiligen Geistes aufgab, so mußte er seine weitere Behauptung, daß sie eine Zeitlang allerdings gedauert habe, erst erweisen; er konnte sie nicht wieder auf die Autorität der Tradition begründen. Für einen Lutheraner drückt sich Stahl über die Bibel ziemlich respectwidrig aus. (S. 24) „Ueber der Gemeinde steht (nach Bunsens Ansicht) nichts als ein schwarzgebundenes Buch, aus welchem oder in welches sie die Ansicht tragen kann, die ihr beliebt.“ Aber dieses schwarzgebundene Buch hat Luther in der That als unsre Autorität hingestellt; er hat unablässig erklärt, er wolle nicht eher widerrufen, als bis man ihn aus der Bibel widerlege. Warum sollen die Lutheraner nicht dasselbe erklären? — An sich ist freilich die Bemerkung vollkommen richtig, denn die Kirchengeschichte zeigt, daß man in die Bibel jede beliebige Ansicht hineininterpretiren kann; aber sie spricht mehr für die Bildung als für den Glauben des Verfassers, denn der wahrhaft Gläubige läßt sich gar nicht die Möglichkeit einfallen, daß die Bibel anders ausgelegt werden könne, als er sie auslegt.

In dem Begriff Glauben liegt noch etwas ganz Anderes und Tieferes, als die Annahme, daß gewisse wunderbare Thatsachen wirklich vorgefallen seien; es liegt darin eine innere Wärme des Gemüths, die sich zum Lebensprincip des Denkens und Handelns macht. So hatten die Pietisten des vorigen Jahrhunderts einen sehr starken Glauben, ohne daß sie sich auf die Details der biblischen Thatsachen irgend wie einließen. Von diesem Glauben ist aber in der Stahl'schen Streitschrift nicht die Rede. Er versteht unter Glauben lediglich die Ueberzeugung von der Richtigkeit der biblischen Thatsachen. Nun ist aber Stahl in der üblen Lage, bei seinem Glauben vom Standpunkt der Bildung auszugehen d. h. das Thatsächliche unter der Form des Begriffs zu fassen. Das ist der charakteristische Unterschied des Gebildeten vom Ungebildeten. Aber indem man die Begriffe dazu anwendet, die Begriffsbestimmungen der Aufklärung zu widerlegen, führt man dadurch in die Vorstellungen des Glaubens ein Moment ein, das ihnen eigentlich fremd ist. „Nach dem christlichen Glauben“ sagt Stahl, „ist die Offenbarung ein geschichtlicher Act, eine That Gottes, durch die er sich den Menschen mittheilt, und bei der der Mensch ihn nicht bloß als eine innere geistige Wirkung, sondern als eine Person, handelnd sich gegenüber erkennt, wie z. B. Moses am Dornbusch, Paulus vor Damascus.“ Wir wollen von dem Inhalt dieser Begriffe absehen und nur fragen,

wo steht davon ein Wort in der Bibel? wo steht davon ein Wort im Katechismus? Diese Begriffsbestimmungen, durch welche Stahl den Rationalismus widerlegt, hat er nicht aus der Bibel, nicht aus dem Katechismus, sondern aus seiner eignen Religionsphilosophie genommen, und so geistvoll diese sein mag, sie bleibt doch immer Philosophie d. h. Menschenwerk. Nebenbei verwickelt er sich dabei in Begriffe, die doch einer weitem Erklärung bedürfen, wenn man eben nicht bloße Worte hersagen will, z. B. den Begriff Person. Die bekannte Bibelstelle, auf welche die Trinitätslehre sich stützt, kennt diesen Ausdruck nicht; wenn ihn die moderne Bildung anwendet, so muß sie ihn sich auch erklären, und um das zu thun, wird sie nothwendig philosophiren müssen.

„Nach christlichem Glauben sind die Wunder ein wesentlicher Bestandtheil des Christenthums, denn sie sind die Zeichen, daß Gott in Person als Herr der Natur sich kundgibt.“ Ist diese Motivirung der Wunder etwa aus der Bibel genommen? „Nach christlichem Glauben ist Christus Gottes Sohn, weil er empfangen ist vom heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria. . . . Nach christlichem Glauben ist die Menschwerdung Gottes eine persönliche. Der persönliche überweltliche Gott ist Mensch geworden in Christo.“ Das Erste ist allerdings biblisch, das Zweite aber nicht, denn über die Begriffsbestimmung, inwiefern der Vater, der zeugt, und der Sohn, der gezeugt wird, ein und derselbe sind, macht sich die Erzählung der Bibel nichts zu thun. Sobald man aber mit Begriffsbestimmungen anfängt, wird man dieselben auch erklären müssen, denn sonst hat der Glaube zur Bildung keine Beziehung; sie verhalten sich äußerlich zueinander, und man ist bald ein Gebildeter, bald ein Gläubiger: eine Gemüthsverfassung, die kaum befriedigen kann, und die nur aus dem zu erklären ist, was Stahl vorher sagt: — die Zeit hat den Glauben verloren und fühlt sich in ihrem Unglauben unselig; sie ist zu schwach, auf sich selbst zu stehen, und sehnt sich nach einer Autorität. Nur irrt Stahl, wenn er annimmt, die Sehnsucht sei im Stande, die Autorität wirklich hervorzubringen.

Der rothe Faden, der sich durch alle diese Deductionen zieht, ist einmal das Bestreben, Gott als eine Persönlichkeit darzustellen, die der menschlichen analog sei, und ihn sodann der Welt entgegenzusetzen. Das Bestreben, Gott mit der Welt zu versöhnen, bezeichnet er als vorzugsweise unchristlich. Auch hier dürfte durch Umwandlung der Vorstellungen in Begriffe in das Christenthum etwas Fremdartiges hineingetragen sein, denn was die Außerweltlichkeit Gottes betrifft, so lehrt diese auch der Deismus; bei der Gegenweltlichkeit des christlichen Gottes dagegen fragt es sich, ob diese als absolut oder als zeitlich zu verstehen sei. Als das Christenthum in die Erscheinung trat, war seine Lehre allerdings der Gegensatz zu der Lehre der Welt d. h. zum Heidenthum. Ob dieser Gegensatz aber fortbauern soll, das ist eine Frage, die nicht unmittelbar, sondern durch Raisonnement entschieden werden muß. Wenn also

Bunsens Raisonnement zu einem andern Resultat führt, als Stahls Raisonnement, so ist das noch kein Grund, das erstere als unchristlich zu bezeichnen.

Mit all diesen Bemerkungen wollten wir nur auf folgendes hindeuten. Gewiß ist Bunsen kein Christ, wie man im zweiten, dritten, vierten Jahrhundert Christ war; aber Stahl ist es auch nicht. Auch sein Christenthum ist durch Bildung vermittelt, wenn auch der Bildung entgegengesetzt. Paulus wurde Christ, indem der Herr ihm persönlich erschien; Stahl wurde es durch Studium und Nachdenken. Sein Christenthum trägt ebenso den Ursprung der Reflexion an sich, als das seiner Gegner, und wenn er dasselbe bekämpfen will, so kann er es nur durch Gründe thun, nicht durch Autorität, denn die Autorität kann nur eine unmittelbar zwingende sein, und die Tage von Damascus sind selten.

Bei der einflussreichen Stellung, die Stahl innerhalb des Kirchenregiments einnimmt, ist es noch von Wichtigkeit, auf seine Ansicht von der Reconstituierung der Kirche einzugehen. Seine Grundsätze sind folgende: strenges Abschließen der Kirche in sich selbst, möglichst gemeinsames Wirken mit den andern legitimen Formen der Kirche, namentlich auch mit der katholischen, die eine besondere Mission im Reiche Gottes habe; Toleranz gegen die individuelle Ueberzeugung jeder Art, entschiedener Widerstand gegen jedes Bestreben, den Unglauben unter kirchlichen Formen zu constituiren. Für das letzte gibt er folgenden Grund an. „Den Deisten (welche die Offenbarung leugnen und bloß Vernunftreligion haben) geschieht kein Gewissenszwang durch Versagung gemeinsamer Gottesverehrung, denn religiöse Ueberzeugung dieser Art treibt eben nicht zu gemeinsamer Gottesverehrung. Wenn mir jemand sagt: „ich glaube nicht an Offenbarung und Wunder und die Erlösung durch Christus, aber ich habe den Glauben an einen lebendigen Gott und seine Furcht bestimmt mein Handeln“ — warum sollte ich einen solchen Mann nicht achten und nicht annehmen, daß er ein Gewissen hat, diesen Gottesglauben und nicht mehr als ihr zu bekennen? Aber wenn mir dieser Mann sagt: „ich kann unmöglich mit manem Glauben für mich bleiben, mich treibt mein Gewissen zu gemeinsamem Cultus für diese vernünftige Religion,“ so sage ich ihm auf den Kopf zu, daß das nicht wahr ist. Niemals hat jemand, der seine Religion aus der Vernunft und nicht aus der Offenbarung schöpfte, ein Gewissensgebot gehabt, dafür einen Cultus zu gründen.“

Auch wir halten das Raisonnement für richtig. Wir haben unsre Ueberzeugung, daß die sogenannten freien Gemeinden eine Fehlgeburt sind, schon mehrfach ausgesprochen. Aber ist damit auch die Folgerung bewiesen? Was hilft es dem Staat, wenn er durch seine Polizeibeamte constatiren läßt, ob die Vorträge der lichtfreundlichen Pastoren kirchlichen Inhalts sind, und im ent-

gegengesetzten Fall die Gemeindefocale schließt? Die freien Gemeinden zu schließen, ist sehr leicht, denn sie haben keine wirkliche widerstandsfähige Existenz; aber heilt man eine Krankheit, indem man das Symptom abschneidet? und die freien Gemeinden sind in der That nicht die Quelle, sondern das Symptom der dem Christenthum widerstrebenden Gesinnung. Kann man diese durch geistige Mittel beseitigen, so wird vom Rechtsstandpunkt niemand dagegen etwas einwenden können. Sobald man sich aber auf den äußerlichen Kampf einläßt, setzt man sich einer Rückwirkung aus, deren Folgen doch schwer zu berechnen sein dürften, um so schwerer, wenn in einem Staat zwei gesetzlich gleichberechtigte Confessionen nebeneinander bestehen.

Der deutsche Männergesang.

Der volksthümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung von Dr. Otto Eiben. Tübingen, Laupp. —

Der Verfasser der vorliegenden Schrift gehört den schwäbischen Gesangsvereinen an und hat seinen Gegenstand sowol durch eigne Anschauung, als durch Studium der dahin einschlagenden Literatur gründlich kennen gelernt. Er hebt zuerst das Verhältniß des neuen Männergesangs zu denjenigen Versuchen hervor, die in der frühern Zeit eine ähnliche Richtung verfolgten, auf die Meistersänger und auf das Volkslied. Er zeigt den Gegensatz gegen die ersten (mit einer sehr interessanten Probe aus dem Jahre 1604) und die innige Verwandtschaft zum letzten. — Der eigentliche Anfang der neuen Richtung beginnt mit der berliner Singakademie, 1791 von Fasch gegründet, in den Jahren 1800 — 1832 von Zelter geleitet. Der letztere gab ihr ihren eigentlichen Charakter. Bei seiner Begründung zählte das Institut nur 20 Mitglieder, schon 1804 war es 200 Stimmen stark. Hand in Hand mit dieser Anstalt ging die Gründung der Liedertafel für geseßliche Gefänge (1808), die gleichfalls durch Zelter angeregt wurde. Sie bestand nur aus Mitgliedern der Singakademie und durfte die Zahl 24 nicht übersteigen. Hier eingeführt zu werden, war eine große Ehre, die nur hervorragenden Männern der Wissenschaft und Kunst widerfuhr. Goethe dichtete für sie seine Lieder, auch andere schöpften Anregung und Bildung im bewährten Urtheil der Freunde. Unter den Mitgliedern der Liedertafel war auch der D. Fleming (starb 1813), der Componist von *Integer vitae*. Andere Städte folgten dem Beispiel, Leipzig 1815. In Berlin wurde 1819 durch Ludwig Berger und Bernhard Klein eine zweite Liedertafel gegründet, an der auch E. T. A. Hoffmann Theil nahm. Gleichzeitig bildete sich unabhängig von diesen nord-